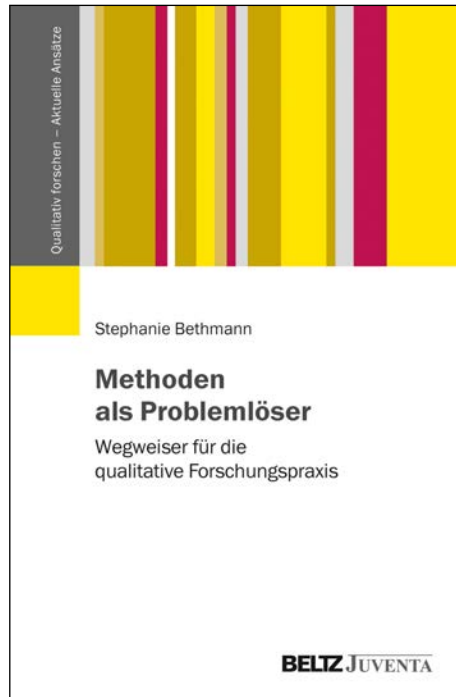




Leseprobe aus Bethmann, Methoden als Problemlöser, ISBN 978-3-7799-3891-0

© 2019 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-3891-0)

isbn=978-3-7799-3891-0

1 Verboten verboten: Ein integrativer Ansatz für die qualitative Forschungspraxis

Mit den Worten „Verboten verboten“ warnt Pierre Bourdieu (1996, S. 261) davor, sich methodologischen Wachhunden zu unterwerfen, die aufpassen, dass Forschende korrekt die Schritte einer bestimmten Methodenschule abarbeiten. Er zeigt wenig Geduld für jene, die ihre Zeit damit verbringen, über Methoden nachzudenken, anstatt einfach ihre Arbeit zu tun: zu forschen.

Ich habe in den Jahren des Forschens als Soziologin die gegenteilige Erfahrung gemacht: dass das Nachdenken und -lesen über Methoden Forschung besser macht, Ergebnisse spannender und den Arbeitsprozess freudvoller. Dass methodologische Wachhunde einen unschätzbaren Dienst leisten, um für Forschende zu klären, was ihre ‚Daten‘ sind, worüber sie Auskunft geben und mit welchen Mitteln ihnen diese Auskünfte entlockt werden können. Die Ausdifferenzierung qualitativer Methoden hat dazu erheblich beigetragen. Doch die Regeln des Forschens, in Methoden kodifiziert, neigen auch dazu, Forschende unflexibel zu machen. Sie wurden in einem bestimmten Kontext, in einer Disziplin, anhand von einem Gegenstand entwickelt und so stellt sich die Frage ihrer Passung in andere Forschungskontexte. Oft tragen sie einen disziplinären Stempel, der ihre Einsatzbereiche begrenzt, oder sie machen umfassende Vorgaben zum Forschungsprozess, die sich für viele gar nicht realisieren lassen. Deshalb folgt der hier dargelegte Ansatz der Maxime „Verboten verboten“ – als Plädoyer für einen kreativen, schöpferischen und verantwortungsvollen Umgang mit den Regeln der Methoden-Kunst.

Ich möchte argumentieren, dass es sich lohnt, methodisch polygam zu forschen, d. h. eine Vielfalt von Forschungspraktiken kennenzulernen und auszutesten. Mit ihrer Hilfe lässt sich ein eigener Forschungsstil entwickeln, der sowohl zum Forschungsfeld als auch zu den Forschungsbedingungen passt, in denen man arbeitet. Diesen Vorschlag entwickle ich unter Berufung auf einen Klassiker der qualitativen Forschung: die Grounded Theory (Glaser/ Strauss 1967). Auch diesen Ansatz wollten die Autor*innen nie als *eine* Methode, sondern als Forschungsprogramm verstanden wissen, das Methodenvielfalt und Flexibilität im Forschungsprozess fördert. Die Idee einer programmatischen Methodenpolygamie ist somit mindestens 50 Jahre alt, hat aber auch in den letzten Jahren viele neue Impulse bekommen, so in den Arbeiten zeitgenössischer Grounded Theorists (insbes. Breuer/Muckel/Dieris 2019; Charmaz 2014; Clarke 2005; Mey/Mruck 2009) sowie in anderen integrativen Methodenansätzen (z. B. Kruse 2015), die wir der immensen Ausdifferenzierung qualitativer Forschung der letzten Dekaden verdanken.

Ausdifferenzierung qualitativer Methoden im deutschsprachigen Raum

Qualitative Forschung war stets getragen von der Forderung, nahe an die Phänomene heranzukommen und Beschreibungen zu entwickeln, die deren Sinnstrukturen und Institutionen angemessen sind (vgl. Atkinson 2005). Es gilt, Methoden zu finden und einzusetzen, die zu den Praktiken der beforschten sozialen Gruppen passen, mit denen diese sich adäquat erfassen lassen.¹ Dies ist ein Motor der Methodenentwicklung und die Institutionalisierung und Ausdifferenzierung qualitativer Forschung hat in den letzten Jahrzehnten dazu beigetragen, das immer besser einzulösen. Ein Beispiel hierfür ist die Narrationsanalyse: Durch empirische Studien wurden Strukturen und Funktionen des Erzählens identifiziert, auf die man sich heute im Sinne gesicherter Einsichten stützen kann (Kallmeyer/Schütze 1977; Lucius-Hoene/Deppermann 2004a). So verfügen wir über ein hochgradig spezifisches Werkzeug zum Verstehen von Erzählungen im Interview. Für andere Methoden – z. B. das Gruppendiskussionsverfahren (Bohnsack 1999), die Konversationsanalyse (Bergmann 1988) oder die Diskursanalyse (Keller 2011) – ließe sich dasselbe sagen: Methodenschulen übersetzen Erkenntnisse über die Eigenschaften von bestimmten Forschungsgegenständen in dazu passende Methoden der Datenproduktion und -analyse.

Eine zweite Errungenschaft der letzten Jahrzehnte ist die Etablierung einer eigenständigen Forschungslogik mit eigenen Qualitätsstandards, die Verallgemeinerungen erlaubt, ohne sich dabei wie quantitative Verfahren auf eine rechnerische Repräsentativität zu berufen (Diaz-Bone 2011, Abs. 3 f.; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 21 ff.). Zwar schultern qualitativ Forschende die Begründungslast für Geltung und Reichweite ihrer Schlüsse in beinahe jeder Arbeit aufs Neue. (Zum Vergleich: Quantitativ Forschende können für die Generalisierung ihrer Ergebnisse auf standardisierte Rechenwege zurückgreifen. Sie müssen die zugrundeliegenden erkenntnistheoretischen Annahmen in der Regel nicht selbst erklären, denn auch diese sind standardisiert.) Aber qualitativ Forschende können sich auf eine Vielfalt unterschiedlicher Theorie-Modelle beziehen, die Verallgemeinerungen erlauben. (Erkenntnis-)Theorien operationalisieren den Gegenstand. Sie begründen z. B. dass Identität sich anhand von in Erzählungen repräsentierten Erfahrungsaufschichtungen zeigt (Narrationsanalyse) oder dass sich der Charakter eines Milieus in den Mustern der Reproduktion geteilter Erfahrung und den darin verankerten Wissensstrukturen ablesen lässt (Dokumentarische Methode). In jeder qualitativen Methodenschule ist der jeweilige Theoriebezug genau ausformuliert und prägt die einzel-

1 Im Vokabular der Qualitätskriterien spricht man hierbei von Validität und Gegenstandsangemessenheit (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 22 ff.; Lüders 2011).

nen Schritte des Forschungsprozesses. Ausschlaggebend für den institutionellen Erfolg qualitativer Methoden war auch dieser enge Schulterschluss mit Theorie (Hirschauer 2008). Dadurch konnten sie sich von den für sie unerfüllbaren Qualitätskriterien quantitativer Forschung emanzipieren.

Die starke Ausdifferenzierung qualitativer Methoden ist also *erstens* eine Folge der Entwicklung von auf spezifische Gegenstände zugeschnittenen Methoden (vgl. Atkinson 2005) und *zweitens* eine Folge unterschiedlicher theoretischer Fundierungen des Vorgehens und der Generalisierungsansprüche von Methoden (vgl. Bethmann/Niermann 2015). Hierdurch steht eine Vielfalt ausgefeilter Instrumente zur Verfügung, deren Erkenntniswert empirisch wie auch theoretisch sehr gut begründet ist. Qualitativ Forschende können damit die Validität und die Aussagekraft ihrer Erkenntnisse enorm steigern. Sie können aus dem Schatten der großen Zahlen quantitativer Forschung heraustreten und argumentieren, wieso gerade qualitative Forschung zu einem bestimmten Themenbereich wertvolle(-re) Aussagen trifft.

Die Ausdifferenzierung hat aber auch problematische Nebenwirkungen. Dazu zählt eine Schulenburg, die karrierebiografisch zu extremen Spezialisierungen zwingt (Atkinson 2005; Eisewicht 2018). Es besteht für die meisten Forschenden kaum die Möglichkeit, sich in der nötigen Intensität dem Studium verschiedener Methoden zu widmen, um über ein breites Repertoire zu verfügen. Methoden nimmt man nicht zur Hand wie Werkzeuge aus einem Koffer, eher trainiert man sie sich an wie einen Muskel (vgl. Zimenkova 2007, S. 294). Das kostet viel Zeit und einmal eingegangene Commitments legen eine langfristige Loyalität zu bestimmten Methoden nahe. Im Prozess, eine Methode zu erlernen, entfaltet sich auch deren *illusio*: Forschende beginnen an sie zu glauben, in ihren Kategorien zu denken und zu fühlen.

Die Tendenz zur Methoden-Monogamie aber gefährdet das Gut der Gegenstandsangemessenheit (obwohl paradoxerweise die Gegenstandsangemessenheit ja ein Grund für die Ausdifferenzierung war). Es nimmt die Flexibilität ab, auf Forschungsgegenstände zu reagieren und sich im Forschungsprozess von diesen leiten zu lassen (vgl. Scherr/Niermann 2014).

Eine bedauerliche Folge der Spezialisierungsdynamik ist auch das Auseinanderfallen der qualitativen Community in ‚methodologische Kapitalist*innen‘ und ‚forschungspragmatische Proletarier*innen‘:² Erstere befassen sich spezialisiert mit Methodologie und verfassen letztlich eher Theorie-Bücher als empirische Studien; Letztere bilden das Fußvolk, dass den Großteil empirischer Forschungen umsetzt und dabei forschungspraktisch fast notgedrungen den

2 Die Formulierung spielt an auf die Arbeitsteilung zwischen „theoretischen Kapitalisten“ und „proletarischen Theoretikern“, die Barney Glaser und Anselm Strauss schon 1967 beschrieben haben und aus der die Grounded Theory Auswege aufzeigen sollte (Glaser/Strauss 1967/1998, S. 20).

Finessen der Methodologien nicht gerecht wird (vgl. Knoblauch 2007). Das wiegt umso schwerer, da die verschiedenen Disziplinen, in denen qualitativ geforscht wird, in sehr unterschiedlichem Maße in der Methodenentwicklung selbst beteiligt sind (vgl. Hitzler 2006). In Anlehnung an Georg Vobruba (2008, S. 274) kann man es überspitzt so formulieren, dass einige Disziplinen „die Methodenkompetenz für die gesamten Sozialwissenschaften verwalte[n]“ (s. a. Flick 2016; Mey 2016). Ein Teil der qualitativen Community ist bei der Forschungsarbeit auf einem interdisziplinären Grenzgang, mit entsprechenden Herausforderungen an Einarbeitung und Rückübersetzung.

Angesichts des Auseinanderdriftens von Methodenschulen und der Diversifizierung von Forschungskontexten sind Denkbewegungen der Re-Integration hilfreich, wie sie u. a. von Rainer Diaz-Bone angestoßen wurde. Diaz-Bone (2011) schlägt vor, den Amerikanischen Pragmatismus als eine meta-theoretische Fundierung heranzuziehen, die Forschungsprozesse strukturiert, ungeachtet der konkreten Instrumente und theoretischen Bezüge (vgl. auch Katz 2002). Ich greife diesen Vorschlag auf, indem ich John Deweys *Theorie der Forschung* (1938/2002) als Referenz für eine solche allgemeine Strukturierung offener und flexibler Forschungsprozess heranziehe (s. Kap. 8). Im Einklang mit pragmatistischen Denkansätzen bündele ich im vorliegenden Buch methodische Praktiken, die mehr Klarheit und analytische Tiefenschärfe in den Forschungsprozess bringen (eine Errungenschaft der Methodenschulen), die aber zugleich auch einen respektlosen, schöpferischen Umgang mit Methoden erlauben, der sich über Schulen- und Disziplinen-Grenzen hinwegsetzt. Damit adressiert das Buch die Verunsicherungen und forschungspraktischen Probleme, die aus einer zunehmenden Spezialisierung resultieren und ermutigt Forschende, methodische Praktiken flexibel, gegenstandsangemessen und kontextsensibel zu verwenden und dabei auch neue Anschlüsse und methodische Kombinationen zu entwickeln, die zu ihrer spezifischen Forschungssituation passen.

Probleme der Forschungspraxis

Um die schon skizzierten Herausforderung zu illustrieren, schildere ich eine Szene, die sich in einem wissenschaftlichen Onlineforum zutrug, in dem über Methodenfragen diskutiert wurde. Sie zeigt, dass es um die schöpferische Freiheit von Nachwuchswissenschaftler*innen nicht immer gut bestellt ist.

Eines Tages erkundigt sich in diesem Forum ein Doktorand, der Grounded Theory und Inhaltsanalyse verknüpfen möchte, nach beispielhaften Studien, denen diese Verbindung bereits gelungen ist. Kurz darauf ist eine leidenschaftliche geführte Diskussion zwischen namhaften Vertreter*innen diverser Methoden entbrannt. Die erste Antwort kommt von einem Grounded Theorist, der das Anliegen des Doktoranden grundsätzlich in Frage stellt: Damit würde

kein Mehr-Wissen produziert im Vergleich zur alleinigen Anwendung der Grounded Theory. Es wird eine Reihe von Grundannahmen qualitativer Forschung ausgeführt, die mit der Inhaltsanalyse inkompatibel seien. Vor allem sei diese Methode, anders als der Doktorand unterstellt hat, nicht induktiv. Inhaltsanalyse wird als „Forschung light“ portraitiert, die die Grundgedanken qualitativer Forschung als solche missachtet und dadurch richtige qualitative Forschung in Misskredit bringt. Im Widerspruch zu einer vom Doktoranden verwendeten Werkzeug-Metapher betont der Grounded Theorist, für den kompetenten Umgang mit anspruchsvollen Methoden seien eine „Haltung“ und ein „Stil“ erforderlich.

Ein arrivierter Inhaltsanalytiker entrüstet sich daraufhin über die Diskreditierung einer ganzen *scientific community* und bemüht sich, jeden Punkt der Kritik zu widerlegen. Er untermauert die Bedeutung der Inhaltsanalyse als eine der meist zitierten Methoden in Deutschland. Die beiden Kontrahenten ringen in einem Hin und Her um die Definitionsmacht darüber, was qualitative Forschung ausmacht. Eine dritte Partei versucht mit Humor zu schlichten. Am Ende schaltet sich noch ein weiterer renommierter Forscher ein, der beiden Methoden vorwirft, nicht theoretisch genug zu sein. Bezugnehmend auf die Arbeiten von Doktorand*innen konstatiert er, ihnen fehle es an Mut, ihre Arbeiten seien verglichen mit den bahnbrechenden Studien früherer Generationen allzu brav.

Worum hier gestritten wird, ist für die Forschungspraxis in vielen Projekten, insbesondere von so genannten Nachwuchswissenschaftler*innen, von großer Bedeutung: Es geht um einen potentiellen gemeinsamen Nenner qualitativer Forschung, um die richtige Auslegung von Methoden und den legitimen Umgang mit ihnen. Wer darf welches Label für sich in Anspruch nehmen? Wie freizügig darf die Variation und Kombination von Methoden sein? Bei den dabei verhandelten Ein- und Ausgrenzungen geht es auch um die Integrität qualitativer Forschung als Ganzem. Was macht ihren Kern aus? Wie kann sie ihren Status als seriöse Wissenschaftspraxis untermauern? Welche Ein- und Ausschlüsse werden bemüht, um diesen Status zu verteidigen? Kann eine schlechte Methode (sei sie zu ‚leicht‘ oder zu ‚untheoretisch‘ oder schlecht ausgeführt) den in Jahrzehnten mühsam erkämpften Respekt für die Güte qualitativer Forschung gefährden (vgl. Reichertz 2019)?

In Workshops und Seminaren für qualitative Methoden begegnen Lehrende immer wieder der Frage „Darf ich das?“, wenn es um das Kombinieren verschiedener methodischer Werkzeuge geht.³ Das wundert nicht, denn das Workshop-

3 Diese Beobachtung basiert auf teilnehmender Beobachtung in solchen Workshops in den Jahren 2011 bis 2015 im Rahmen der Forschung „Crossing Boundaries in Qualitative Research“ (vgl. Bethmann/Niermann 2015), gefördert durch die Neue Universitätsstiftung Freiburg und die Fritz Thyssen Stiftung, sowie auf meiner umfangreichen Lehrtätigkeit in diesem Bereich seit 2009.

Publikum ist interdisziplinär und die Forschenden kommen aus unterschiedlichsten Institutionen – was sie in der Methodenliteratur finden, ist auf ihre Arbeitskontexte und Forschungsfragen oft nur teilweise anwendbar. Kombinationen scheinen grundsätzlich möglich und wünschenswert, aber auch voraussetzungs- und riskant, gerade weil qualitative Methoden in der Regel mit sehr spezifischen theoretischen Annahmen verknüpft sind, die ihrer jeweiligen Anwendung zugrunde liegen. Die Theorie-Methoden-Pakete der Lehrbücher lassen sich nicht einfach aufschneiden und neu zusammensetzen. Die Dozent*innen sprechen im Angesicht der „Darf ich das?“-Frage nicht immer rigorose Verbote aus – die Frage selbst aber zeigt schon, wie unübersichtlich das Feld mit einer Vielfalt von methodischer Schulen und teils antagonistische Positionen geworden ist (Ploder 2018; Knoblauch 2014, 2007; s. a. die Debatte zwischen Hitzler 2016, Flick 2016, Mey 2016 und Strübing 2017). Ein Nebeneffekt extremer Spezialisierung ist nun einmal die „zunehmende[] Unübersichtlichkeit und Konkurrenz von sich nur noch ex negativo aufeinander beziehenden Schulen“ (Keller/Poferl 2016, Abs. 45, s. a. Reichertz 2019). Beim alljährlichen *Berliner Methodentreffen* werden solche Tendenzen in aller Breite sichtbar (Mey/Mruck 2014) und oft selbstkritisch kommentiert, z. B. von Bernt Schnettler (2009, S. 1), der sich über den „Ritualismus“ amüsiert, „mit dem bestimmte Verfahren in den Rang seligmachender Erkenntniswerkzeuge erhoben werden“.

Jörg Strübing, Günter Mey und Uwe Flick warnen in diesem Zusammenhang vor „ungute[n] Spaltungen“ (Strübing 2017, S. 91) und den negativen Folgen einer „kleinteilige Separation – Zersplitterung – der qualitativen Forschung(-landschaft)“ (Mey 2016, S. 194) durch „Distinktionsdiskurs[e]“ (Flick (2016, S. 202). Mey betont, dass die Praxis qualitativer Methoden „in vielen Ländern [...] und zahlreichen Disziplinen [...] im weiten Feld der Human-, Sozial- und Kulturwissenschaften statt[findet], [...] in den Technik-, Medien- oder Wirtschaftswissenschaften ebenso wie in Medizin, Geografie etc.“ (ebd., S. 190). Flick (2016, S. 201) plädiert dafür, im Sinne der interdisziplinären und internationalen Anschlussfähigkeit unterschiedlich gelagerte Verwendungsweisen von Begriffen und Methoden der qualitativen Sozialforschung anzuerkennen (s. a. Poferl/Keller 2018, S. 10). Durch ein „Konzept der ‚Vielfalt der Einheit‘“, so Mey (2016, S. 185), „[...] würden die breit international agierenden qualitativen Wissenschaften und plurale Forschungs- und Ausbildungskontexte gestärkt“. Und Hubert Knoblauch (2014, Abs. 7) diagnostiziert: Das Eigenleben der sich nebeneinander entwickelnden Zugänge droht eine Standardisierung und Bürokratisierung von Verfahrensschritten zu befördern, die auf Kosten der notwendigen Kreativität und Wendigkeit qualitativer Forschung geht und auch nicht immer der Orientierung auf gehaltvolle Ergebnisse der Forschung zuträglich ist (s. a. Eberle 2007; Kruse 2015).

Um auf das Online-Forum zurückzukommen – der Vorwurf, Methoden ‚nur‘ als Werkzeug zu verwenden, bringt zum Ausdruck: Methodeneinsatz ist

nicht nur eine Frage der Gegenstandsangemessenheit, sondern auch eine Frage der inkorporierten Überzeugung. Lehrende und Lehrbuchverfasser*innen sind meist selbst so stark spezialisiert, dass sie bestenfalls ein Nebeneinander von Methoden vorstellen, aber nicht zu neuen Verknüpfungen anleiten und auch nicht in gleicher Anschaulichkeit verschiedene Methoden vermitteln könnten (vgl. Keller 2014, Abs. 18). So mangelt es nicht an elaborierten Verfahren, die zur Auswahl stehen, aber an Methodologien des Kombinierens – und auch an einer Kultur der lustvollen und angstfreien Überschreitung methodischer Vorgaben, die Forschende bei der Entfaltung eines eigenen Forschungsstils gerade auch mit Blick auf ihre jeweilige disziplinäre Prägung unterstützen würde.

Der oben zitierte Doktorand ist eigentlich schon einen Schritt weiter: Er fragt nicht, ob er darf. Er bittet um Literaturhinweise auf existierende Studien dieser Art, die es auch gibt (z. B. Gorski 2009; Jensen 2004; Schreier 2014). Doch im Streitgespräch der Arrivierten – so interessant diese Kontroverse für das Publikum auch ist – wird der Nachwuchs diszipliniert: mit vielstimmigen, widersprüchlichen und streng genommen eigentlich ungebeten Ratschlägen. In der Diskussion selbst offenbart sich ein Generationenkonflikt, in dem erfolgreiche und methodologisch versierte Forscher*innen die Frage zu ihrem Anliegen machen, ob die Jungen noch ‚richtige‘ Forschung machen – Götsch, Klinger und Thiesen (2009) sprechen in einem Aufsatz nicht ohne Ironie von den „Altvorde- ren“, die über ihr Erbe wachen. Die in der zitierten Diskussion formulierten Mahnungen halten die Beratschlagten in einem Double Bind und machen es ihnen nicht unbedingt leichter, epistemologisches Selbstbewusstsein zu entfalten. Sie sollen einerseits mutige, unangepasste Forschung leisten und andererseits exakte Kenntnis und Exegese methodologischer Errungenschaften beweisen: Sei eigenständig, aber mach deine Hausaufgaben! Doch diese Hausaufgaben bedeuten eine erhebliche zeitliche Investition in die Theorie einer Methode und stellen Weichen für Karrierebiografien, die nicht mehr leichtfertig umgestellt werden. Viel Zeit braucht schon die sorgfältige Umsetzung einzelner Methoden im Forschungsprozess, mehr noch die solide fundierte Kombination. Von der Frustration über die scheinbar grenzenlos erforderlichen Zeitbudgets werden nicht wenige dazu getrieben, auf scheinbar ‚einfache‘ Methoden zurückzugreifen (vgl. Keller 2014, Abs. 20) und verzichten darauf, den Nutzen einer größeren Bandbreite an methodischen Praktiken für ihre Forschungsfragen kennenzulernen, geschweige denn selbst zu erproben (vgl. Eisewicht 2018, Min. 20 f.). Im schlimmsten Fall kommen Forschende am Ende „ohne Analyse nach Hause“, weil sie sich „im Gestrüpp“ vielfältiger Ansätze verirrt haben, von der „Methodenpolizei“ angehalten wurden (Reichert 2019, Abs. 6 f.) oder sich gar nicht erst hinaus in die Unübersichtlichkeit gewagt haben.

Das vorliegende Buch ist diesen Herausforderungen gewidmet: Wie lassen sich bestehende methodische Errungenschaften darstellen, um eine mutige und kreative Forschung in einer sich ändernden Forschungslandschaft zu fördern,